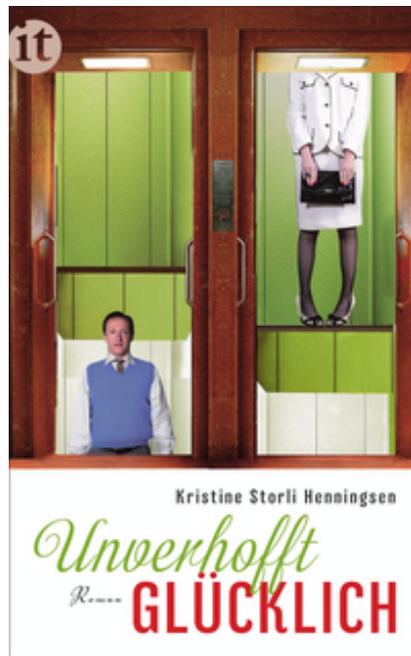


Insel Verlag

Leseprobe



Storli Henningsen, Kristine
Unverhofft glücklich

Roman

Aus dem Norwegischen von Ebba D. Drolshagen

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4298
978-3-458-35998-2

Für immer und ewig – bis Mutter uns scheidet!

Regine und Karl Henrik begegnen sich in einem Krankenhausfahrstuhl: Sie hat gerade erfahren, ungewollt schwanger zu sein, er besucht seine kranke Mutter. Für die impulsive Hobbyastrologin und den schüchternen Drehbuchautor einer Daily Soap ist es nicht der beste Zeitpunkt, sich zu verlieben. Dabei scheinen sie füreinander bestimmt ... oder doch nicht?

Schneller, als sie es sich versehen, sind die beiden in ein heilloses Gefühls- und Beziehungschaos verstrickt. Während Regine herauszufinden versucht, ob sie mit oder ohne Kind in eine ungewisse Zukunft gehen will, muss Karl Henrik sich erst aus dem eisernen Griff seiner Mutter lösen. Dabei stellt er fest, dass das lange herbeigesehnte Leben ohne sie schwieriger ist als gedacht. Einige aufreibende, dramatische und gar skandalöse Ereignisse später ist beiden eines klar: Man muss erst seinen eigenen Platz im Leben finden, bevor man sich auf das große Abenteuer der Zweisamkeit einlassen kann ...

Ein humorvoller und charmant erzählter Roman über die Gefühlsodyssee zweier eigenwilliger Menschen, über die Unwägbarkeiten der Liebe und über das, worauf es ankommt im Leben – auch wenn das nicht immer einfach zu finden und noch schwerer zu halten ist.

Kristine Storli Henningsen wurde 1974 in Oslo geboren. Sie arbeitet als Autorin und freie Journalistin, u. a. für das Onlinemagazin *pluss-tid.no*, und absolvierte eine Ausbildung zur Gestalttherapeutin. Sie lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Drammen.

insel taschenbuch 4298
Kristine Storli Henningsen
Unverhofft glücklich



Kristine Storli Henningsen

Unverhofft **GLÜCKLICH**

Roman

Aus dem Norwegischen von Ebba D. Drolshagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
I skyggen av store trær bei Gyldendal, Oslo.
Copyright © Gyldendal Norsk Forlag AS 2012

Umschlagfotos: Richard Elliott/Getty Images;
Pixtal/mauritius images; Alexander Kupak/mauritius images

Der Verlag dankt NORLA für die Förderung der Übersetzung.

Für die Gemeinschaft

Erste Auflage 2014

insel taschenbuch 4298

Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Cornelia Niere, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35998-2

Unverhofft **GLÜCKLICH**

Das kleine Wesen auf dem Ultraschall-Monitor glich einem Gummibärchen mit allzu großem Kopf. Der war ein wenig über den Körper gekrümmt, die mikroskopisch kleinen Beine und Arme zappelten. Sie starrte es an, war völlig wehrlos, zwischen ihr und dem Monitor war nichts als leere Luft. Die Ärztin drehte den Ultraschallstab hin und her, so dass sie den Embryo aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten konnte, einmal glich er einer Ente. Die Untersuchung war unangenehm, Regine stöhnte auf.

»Es tut mir leid, anders geht es nicht«, sagte die Ärztin. »Ultraschall auf der Bauchdecke machen wir erst später, jetzt können wir mit einer äußerlichen Untersuchung noch nicht genug erkennen.«

Später, dachte sie und konnte den Blick nicht von dem kleinen Wesen auf dem Monitor abwenden. Züge waren nicht zu erkennen, aber es bewegte sich unablässig, es war stark und lebendig, ohne dass sie das Geringste spürte.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte sie.

Doch das war nur die halbe Wahrheit. Die Untersuchung tat zwar nicht mehr besonders weh, aber das kleine Wesen auf dem Monitor hatte sich auf ihrer Netzhaut eingebrannt. Es war kein Zellklumpen mehr, sie würde dieses Bild nicht mehr loswerden.

»Ich denke, wir sind hier fertig«, sagte die Ärztin.

Mit einem Aufflackern wurde der Monitor dunkel, das Gummibärchen verschwand. Regine blieb noch einen Moment liegen, ohne etwas zu sagen. Dann stand sie auf, ging hinter den Paravent und hob den Slip vom Fußboden auf. Etwas an dieser Bewegung bereitete ihr ein unangenehmes Magengefühl, es war, als ob man sich nach einem feuchten Abend in

der Stadt bei einem Mann vergeblich bemüht, sich diskret anzuziehen. Oder war es ein Anflug von Schwangerschaftsübelkeit? Sie hatte sich noch keinen einzigen Tag unwohl gefühlt, ihre Brustwarzen waren empfindlich, aber sonst hatte sich nichts verändert. Ohne die Striche auf dem Test, sie hatte zwei gemacht, direkt nacheinander, würde sie auch jetzt noch nicht ahnen, dass sie schwanger war.

Leise und schnell zog sie sich an, dann ging sie zum Schreibtisch, wo die Ärztin eingehend eine Pappscheibe betrachtete. »Aufgrund der Größe des Embryos vermute ich, dass Sie etwa in der zehnten Woche sind.«

Regine nickte. Die Ärztin legte die Scheibe beiseite und faltete die Hände auf der Tischplatte.

»Wissen Sie schon, was Sie tun werden?«

Die Ärztin war zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, hatte lange, blonde, glatte Haare, die blauen Augen hinter der schmalen, rot gefassten Brille blickten etwas streng.

»Ja. Also, ich meine, nein. Also, nun ja ... Ich bin nicht sicher.«

Die Ärztin sah sie abwartend an. Schließlich sagte sie: »Ein Abbruch ist bis zur zwölften Woche möglich, danach gelten sehr strenge medizinische Vorgaben. Sie müssten sich innerhalb der nächsten zwei Wochen entscheiden.«

Regine starrte auf ihre Hände. Sie presste die Daumen zusammen, bis sie rot wurden und an die Streifen auf dem Schwangerschaftstest erinnerten.

»Ich verstehe.«

»Es wäre klug, schon jetzt einen Termin für den Eingriff zu vereinbaren, für alle Fälle. Die Schwangerschaft ist ja recht weit fortgeschritten, und falls Sie sich nicht sofort entscheiden, ist es wenig wahrscheinlich, dass so kurzfristig noch ein Termin frei ist.«

Regine nickte.

»Sie bekommen das in den nächsten Tagen auch noch einmal schriftlich.«

Die Ärztin blickte auf ihren Computer und signalisierte damit, dass sie fertig waren.

Regine stand auf, ihr Körper fühlte sich eigenartig und schwerelos an, fast, als würde sie schweben. An der Tür drehte sie sich um, sie wollte die Ärztin fragen, ob sie selbst Kinder habe. Da sah sie auf dem Schreibtisch das gerahmte Bild. Drei Mädchen, ein kleineres zwischen zwei großen. Alle hatten sie das lange, blonde Haar der Mutter.

*

»Wir freuen uns immer, wenn unsere Kunden zufrieden sind! Das ist schließlich unser Job, nicht wahr? Wir erfinden Menschen und geben ihnen ein interessantes Leben.«

Frederick drehte den Kopf etwas vom Telefon weg und zwinkerte Karl Henrik verschwörerisch zu, als er das sagte.

Das sieht der Kunde natürlich nicht, dachte Karl Henrik. Der hört nur Fredericks Stimme. Es erstaunte ihn, dass ihm dieser Gedanke einen Stich versetzte. Eigentlich war es für sie beide immer ein gutes Arrangement gewesen. Er war für das Script und die Dialoge zuständig, Frederick betreute die Kunden. Trotzdem, dachte er, könnte Frederick ihn ruhig ein bisschen häufiger erwähnen.

»Und damit haben wir *den* auf Nummer sicher«, sagte Frederick und warf sein Handy auf den Tisch. »Er war total begeistert von deinem Manuskript. Ich habe natürlich nichts anderes erwartet. Du und ich, Abel, wir sind ein *Dream Team!*«

Frederick schwang die Beine vom Tisch. Die Schuhe, schwarz, spitz und mit einem auffallenden Muster, trafen hart auf dem Boden auf. Er beugte sich über den Schreibtisch, hielt Karl Henrik die Handfläche hin und grinste ihn mit einem

selbstzufriedenen Lächeln an. Karl Henrik zögerte, bevor er die Hand hob und sie gegen Fredericks schlug. Statt eines Knalls gab es nur einen schlappen Klaps. Karl Henrik beherrschte dieses Abklatschen nicht. Er verstand auch nicht, was das sollte, er fand es kindisch und sinnlos.

»Weißt du was, Abel? Du solltest jetzt mal im Park spazieren gehen. Die Sonne genießen. Das hast du wirklich verdient, du hast hart gearbeitet, und den Kunden haben wir im Sack.«

Im Park spazieren gehen? Er sah auf die Uhr. Halb drei. Er fand es eigenartig, so früh Feierabend zu machen, wenn er nichts Besonderes vorhatte. Andererseits war im Moment nichts wirklich eilig, und bevor er das nächste Projekt in Angriff nahm, war eine Atempause sicher nicht schlecht.

»Gut, vielen Dank. Ich mache einen Spaziergang im Park und besuche hinterher meine Mutter.«

»Mach einen langen Spaziergang im Park.«

Fredericks Ton war umgeschlagen, es klang fast wie ein Befehl.

Karl Henrik klappte den Laptop zu, wischte ein paar Flusen vom Schreibtisch und zog seinen Mantel an. Frederick schüttelte amüsiert den Kopf.

»Du bist wirklich aus einer anderen Zeit, Abel«, sagte er.

»Wie aus den fünfziger Jahren. Ein Ehemann und Vater, der nachmittags Hut und Mantel nimmt, sein Büro verlässt, seiner Sekretärin freundlich ›Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend, Fräulein Hermansen‹ zuzurufen und dann zu Fuß nach Hause geht, wo das Essen auf ihn wartet.«

Fredericks Hänseleien verletzten Karl Henrik nicht. Der Grund war ohne Zweifel, dass er sie ihm direkt ins Gesicht sagte und nicht halblaut hinter seinem Rücken tuschelte. Diesen Unterschied hatte er mit den Jahren schätzen gelernt.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend, Fräulein Stanghelle«, rief er Frederick im Hinausgehen zu und hob die Hand zum Abschied.

»Genieß die Sonne«, sagte Frederick und kehrte zu seiner Arbeit zurück.

Karl Henrik blieb an der Tür stehen und sah sich noch einmal um. Frederick Stanghelle, der jeden Tag ein frisches Hemd trug und die Haare zu der immer gleichen, leicht zerzausten Frisur zurechtgelte. Vor acht Jahren war er zufällig in dem Weinmonopol aufgetaucht, in dem Karl Henrik damals arbeitete. Sie waren Klassenkameraden gewesen und hatten zusammen Schulaufführungen organisiert, vor allem hatten sie Revuen geschrieben. Karl Henrik war für die Texte, Frederick für die Regie zuständig. Obwohl sie sich seit dem Abitur nicht mehr gesehen hatten, schien Frederick nicht überrascht, als er Karl Henrik hinter der Verkaufstheke sah. Er bezahlte den Pommier Petit Chablis, den Karl Henrik ihm zu Schalentieren empfohlen hatte, dann legte er seine Visitenkarte auf die Theke und sagte: »Hör mal, Abel. Ein Kumpel und ich haben eine Produktionsgesellschaft gegründet, Adesso. Wir könnten einen wie dich brauchen, der Dialoge schreiben kann und außerdem diszipliniert und zuverlässig ist. In dieser Branche wimmelt es von Hot Shots, die schnelles Geld verdienen wollen, aber weder Talent noch Durchhaltevermögen haben.«

Warum nicht, dachte Karl Henrik. Diese Stelle war vermutlich besser bezahlt, außerdem war das Büro von Adesso in Skøyen, also gut zwei Kilometer von zu Hause entfernt. Dort wäre er der ständigen Kontrolle seiner Mutter nicht mehr rund um die Uhr ausgeliefert, im Gegensatz zum Weinmonopol, das quasi gegenüber ihrer Wohnung und damit in ihrem permanenten Blickfeld lag.

Als er ihr am Nachmittag von dem Angebot erzählte, gefiel

ihr die Idee natürlich gar nicht. »Warum soll man die Stelle wechseln, wenn es einem da gefällt, wo man ist? Das machen zu viele, hinterher tut es ihnen leid, dann ist es zu spät. Man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt.«

Karl Henrik war bei seiner Entscheidung geblieben, und mit der Zeit hatte sie eingelenkt. Sie wertete es als Vorteil, dass in der Firma nur Männer arbeiteten, da gab es weniger Intrigen. Und Dialoge schreiben war nicht das Schlechteste für ihren Sohn, das musste sie einräumen. Sie verpasste keine Folge von *Ein Haus am Meer* und achtete auf jeden einzelnen Satz, der gesprochen wurde. Karl Henrik war zufrieden bei Adesso. Frederick hatte die Serie an das norwegische Staatsfernsehen verkauft, er wusste, wie man an die richtigen Leute herankam und sie bei Laune hielt. Karl Henriks Platz war hinter den Kulissen. Er arbeitete zuverlässig und lieferte pünktlich, mehr wurde nicht von ihm verlangt.

Als Karl Henrik aus dem Büro kam, schien ihm die Sonne direkt ins Gesicht. Er hatte ein zwiespältiges Verhältnis zur Sonne. Er mochte sie, solange sie nicht zu stark war. Wenn sie den Körper angenehm wärmte, wie jetzt. Wurde sie zu heiß, klebte die feuchte Luft auf der Haut, und die Sonne bekam etwas Klaustrophobisches. Dann flüchtete er in den Schatten.

Ich sollte gleich zu Mutter gehen, dachte er, sie freut sich bestimmt, wenn ich früher komme. Aber etwas hielt ihn zurück, und es war nicht die Aussicht auf einen Spaziergang im Park. Im Grunde hatte er das nie ganz verstanden. Er fand es sehr merkwürdig, ohne Ziel und Zweck in einem Park umherzugehen, auf einer Bank zu sitzen oder gar im eigenen Schweiß gebadet in der Sonne zu liegen, Kinderkreischen im Ohr, in der Nase den Gestank vom Müll anderer Leute.

Und doch bog er in Richtung Frognerpark ab. Warum soll

ich immer direkt ins Krankenhaus gehen, dachte er, als hätte ich sonst kein Leben? Er drehte ein paar Runden im Park und nickte Fremden zu, wenn sich ihre Blicke kreuzten. Er tätschelte sogar einen Hund, was ihn selbst ein wenig überraschte, ein weißes Hündchen, das sein Hosenbein beschnüffelte, bevor sein Besitzer es an der Leine fortzog.

Später, als er den Kirkeveien entlangging, fielen ihm Fredericks Worte wieder ein, dass es ihr Job sei, Menschen zu erfinden und ihnen ein interessantes Leben zu geben. Was ist mit meinem Leben, dachte er. Er selbst könnte durchaus jemanden brauchen, der ihm ein interessantes Leben schrieb. *Denn jetzt soll alles anders werden.* Das verstand er mit jedem Tag besser, und das Wichtigste war, dass er endlich in Bewegung kam und ein Ziel vor Augen hatte. Im Moment erinnerte ihn sein Leben an ein Musikstück, das niemals den Takt änderte, beständig vor sich hin plätscherte. Selbst die sonst so pulsierende Stadt war jetzt, wo die Ferienzeit angefangen hatte, still und leer.

Er wünschte sich so sehr, dass seine Mutter nicht mehr leiden musste. Der Krebs zehrte seit Jahren an ihr. Aber sie wollte einfach nicht sterben. Sie hing in dem morastigen, schmalen Grenzland zwischen Leben und Tod fest, wie eine Fliege, die in einem Spinnennetz gefangen war und darauf wartete, gefressen zu werden. Sie klammerte sich mit eisernem Griff am Leben und an ihm fest. Und so pendelte er in diesem Spinnennetz neben ihr.

Die Absätze seiner Schuhe trafen so hart auf den Asphalt, dass Karl Henrik jeden Knall im Kopf spürte. Lass sie nicht mehr leiden, dachte er, bitte lass sie nicht mehr leiden.

*

Auf dem Krankenhausflur fischte Regine ihr Handy aus der Handtasche und rief den Kalender auf. Sie hatte noch zwei Wochen Zeit für ihre Entscheidung, hatte die Ärztin gesagt. 18. Juli. Das Datum klang dunkel und schwer, ihr war fast, als höre sie einen dumpfen Gong, immer wenn sie es ansah. 4. Mai klang da ganz anders. Oder 10. Juni, das war leicht und hell. Aber 18. Juli! Finster und unheilvoll.

Sie hatte vor vielen Jahren eine Abtreibung gehabt, an die sie sich kaum erinnern konnte. Es war so lange her. Außerdem war das keine wirkliche Entscheidung gewesen. Es ging damals vielmehr darum, einen Unfall so schnell wie möglich rückgängig zu machen. Sie war erst siebzehn, das Leben fing gerade an, alles lag vor ihr. Ein Kind zu bekommen schien ihr damals absolut wider die Natur zu sein. Jetzt fühlte es sich ebenso naturwidrig an, es nicht zu bekommen. In ihrem Bauch wuchs etwas, ein zappelndes Gummibärchen, sie hatte es mit eigenen Augen gesehen. Außerdem hatte sie immer gedacht, dass sie mit Anfang dreißig Mutter werden würde. Jetzt war sie vierunddreißig. Sie war überfällig. Nicht dramatisch, das nicht, aber die Jahre rasten vorbei, und sie hatte irgendwo gelesen, dass die Gefahren, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen, ab dem fünfunddreißigsten Lebensjahr zunahmen. Waren die Sterne auf ihrer Seite? Hatten sie ihr diese Möglichkeit buchstäblich in den Schoß geworfen? Immerhin stand in ihrem persönlichen Horoskop, dass sie zwei Kinder bekommen werde, und zwar kurz hintereinander. Diese Schwangerschaft hatte etwas sehr Entschiedenenes. Die roten Streifen hatten sie von dem weißen Stäbchen auf eine Weise angestrahlt, die nicht zu ignorieren war. Und das kleine Geschöpf auf dem Monitor, auf dessen Anblick sie völlig unvorbereitet gewesen war, war so stark und lebendig, dass es an seiner Existenz keinen Zweifel gab. Ob sie wollte oder nicht, sie war nicht mehr allein,

sie war jetzt zu zweit. Ich werde nicht jünger, dachte sie, ich habe vielleicht gar keine Zeit mehr, auf einen Mann zu warten. Vielleicht ist das meine Chance, hier und jetzt. Es könnte meine letzte sein.

Auf dem Weg zum Ausgang sah sie die Patienten an. Für sie vergeht die Zeit noch langsamer als für mich, dachte sie. Der Gedanke hatte etwas Tröstliches. Immerhin war sie nicht die Einzige, die den Sommer gegen ihren Willen in der Stadt verbringen musste. In der Ferienzeit glitt Oslo in eine Art Vakuum. Die Luft stand still. Die Straßen waren fast leer. Eine lange, stumme Erinnerung daran, dass sie niemanden hatte, mit dem sie gemeinsam wegfahren konnte. Peter hatte ihr eine Reise ans Mittelmeer versprochen, eine Woche irgendwo, wo sie die Sonne und einander genießen konnten. Aber das war vor den roten Streifen gewesen, bevor er von der Schwangerschaft erfuhr. Jetzt machte er mit Frau und Kindern Urlaub. Und sie war in der Stadt, allein und schwanger. Als er ihr per SMS mitteilte, dass er in Spanien sei und sie ihm keinesfalls weitere Nachrichten schicken dürfe, wusste sie, dass sie mit ihm fertig war. Sie wollte nicht die Frau sein, die neben ihm auf einer Sonnenliege saß und ihren spielenden Kindern zusah, während er Textnachrichten an seine Geliebte tippte.

Es gibt andere Männer, dachte sie. Und schließlich war sie jung und attraktiv. Nicht ganz so attraktiv vielleicht wie ihre Mutter, die fast sechzig war und nach der sich die Männer immer noch umdrehten. Aber sie hatte ein hübsches Gesicht, fast kein Übergewicht und schöne Haare. Wenn sie Komplimente bekam, galten sie immer ihren Haaren, den rotblonden, naturgewellten Locken. Nicht selten seufzten ihre Freundinnen hingerissen, als sei nichts so begehrenswert wie lockiges Haar.

Sie nahm den Aufzug ins Erdgeschoss, verließ das Gebäude

durch den Haupteingang und ging den Kirkeveien entlang. An der Kreuzung Blindernveien lag ein kleines Ladengeschäft, über der Tür stand mit schmiedeeisernen Buchstaben »Gerdas Blumen«, von dem »n« blätterte die schwarze Farbe ab. Als sie die Straße überquerte, tauchte vor ihrem inneren Auge wieder das Bild ihrer Mutter auf. Ada Rognsaa war groß und schlank, das leuchtend kupferrote Haar fiel ihr in weichen Wellen über den Rücken. Nach all den gemeinsamen Ehejahren ließ Regines Vater seine Professorenfinger immer noch bewundernd durch diese Haare gleiten, als wolle er sichergehen, dass sie keine Fata Morgana waren.

Ihr Vater wuselte ständig um seine Frau herum, wie ein ergebener Hund. Kein unterwürfiger Köter, sondern ein froher, freier Hund, der glücklich darüber war, dieses Frauchen gefunden zu haben, und noch glücklicher, dass sie ihn auch haben wollte. Und das Mindeste, was er ihr als Dank entgegenbringen konnte, war, sich ihr voll und ganz hinzugeben. Er war Professor für Englische Literatur und verfügte über imponierende Sprachkenntnisse. Doch wenn seine Frau mit Sätzchen und Wendungen aus den Anfängerkursen Italienisch und Spanisch zu brillieren versuchte, hielt er sich vornehm zurück und verzichtete darauf, sie jemals zu korrigieren.

Ihr Vater investierte seine ganze Energie in ihre Mutter, die wiederum investierte ihre ganze Energie in die Grefsen Grundschule. Sie beantwortete sämtliche Anfragen der Eltern stets freundlich und professionell, hatte immer Zeit, war immer verfügbar. Dafür wurde sie von der gesamten Elternschaft gelobt. Wenn sie dann abends zu Hause war, mit einem Glas Wein und einem Buch im Schoß dasaß und ihre eigenen Kinder sich an sie schmiegen, um ein wenig ihrer Aufmerksamkeit zu erhaschen, verharrte ihr Körper in einer abweisenden Haltung. Und in ihrer Stimme schwang eine sanfte

Anklage, wenn sie sagte: »Reginchen. Ihr habt mich den ganzen Tag gehabt. Jetzt brauche ich Zeit für mich.« Dann stand Regine vor ihrer Mutter und fühlte sich hilflos und lästig. Sie war Teil dieses »ihr«, jener Flut von Kindergesichtern und all der schulischen Verpflichtungen, all dessen, was ihre Mutter in die Wege leiten und am Laufen halten musste, um sich dann im Glanz des Erreichten sonnen zu können. Es war eine Art stumme Rache an ihr, dass Regine weder Akademikerin noch Künstlerin geworden war, das wusste sie auch ohne Psychoanalyse. Sie war der Kratzer in der perfekten Oberfläche, die beabsichtigte Schramme, die aller Welt signalisierte, dass auch Ada Rognsaa nicht überirdisch war. Zumindest bekam sie keine überirdischen Kinder. Regine war Floristin und hatte keinen Ehrgeiz, etwas anderes zu werden. Keine der vielen Diplome, imponierenden Urkunden und Sporttrophäen, die die Erfolge der Rognsaa-Geschwister dokumentierten und die Wände ihres Elternhauses schmückten, trug Regines Namen. Wer danach suchte, fand lediglich normale Schulzeugnisse und das Freischwimmerabzeichen.

Regine schloss die Ladentür auf, holte aus dem Hinterzimmer die Eimer mit den gebundenen Sträußen, trug sie nacheinander hinaus und stellte sie vor dem Schaufenster ab. Beim Absetzen kippte einer der Eimer plötzlich um, machte sich selbständig und rollte ein Stück den Bürgersteig hinab. Als er an der Bushaltestelle zum Liegen kam, waren die Sträuße über den Weg verteilt, einer auf der Fahrbahn gelandet. Sie zögerte einen kurzen Moment, doch anstatt direkt hinter den Ausreißern herzulaufen, holte sie erst den Schlüssel und schloss die Ladentür zu. Als sie sich zur Straße umdrehte, erschrak sie. Direkt vor ihr stand ein junger Mann, in der Hand hielt er den Eimer, darin die eben noch herumliegenden Sträuße. Er war groß und schlank, eher schlaksig, hatte schwarze,

glatte Haare, die Augen waren groß und dunkel. Er war gut gekleidet, trug eine schwarze Anzughose und einen roten Pullover mit V-Ausschnitt, darüber einen halb zugeknöpften Mantel. Mit einem Lächeln in den Augen reichte er ihr den Blumeneimer.

»Bitte sehr, verehrtes Fräulein. Oder sollte ich sagen: Verehrte gnädige Frau?«

Sie musste lachen. Er klang wie der Soundtrack eines alten Hollywoodfilms, fast wirkte die Umgebung schwarz-weiß.

»Fräulein. Und danke für Ihre Hilfe. Der Eimer war davongerollt, bevor ich ihn stoppen konnte.«

»Er hat fast meine Füße attackiert! Ist das ein neuer Verkaufstrick?«

Mit einem Lächeln entschuldigte sie sich noch einmal. Er hob nur abwehrend die Hand. »Aber ich bitte Sie! Ich freue mich, dass ich behilflich sein konnte.«

Sie schnupperte an den Blumen, als habe er sie damit überrascht. Sie merkte, wie sie rot wurde, und drehte sich schnell zur Tür um. Er wünschte ihr noch einen schönen Tag, dann hörte sie das klackende Geräusch seiner Schuhe, die sich langsam entfernten. Verstohlen sah sie ihm nach, doch als er sich noch einmal zu ihr umdrehte, schloss sie schnell die Tür auf und verschwand im Laden.

*

Vor dem Haupteingang des Krankenhauses dachte Karl Henrik an die Frau, der er gerade vor dem Blumengeschäft begegnet war. Er hatte den vagen Eindruck, dass sie sich nicht nur über seine Hilfe gefreut hatte, sondern auch darüber, ihn zu sehen, darüber, dass noch andere Menschen in der sommerleeren Stadt waren und sie am Laufen hielten. Aber möglicherweise bildete er sich das nur ein, weil es ihm selbst so